

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 22 (1918-1919)
Heft: 6

Artikel: Lawinen
Autor: Hess, Josef
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664326>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Lawinen.

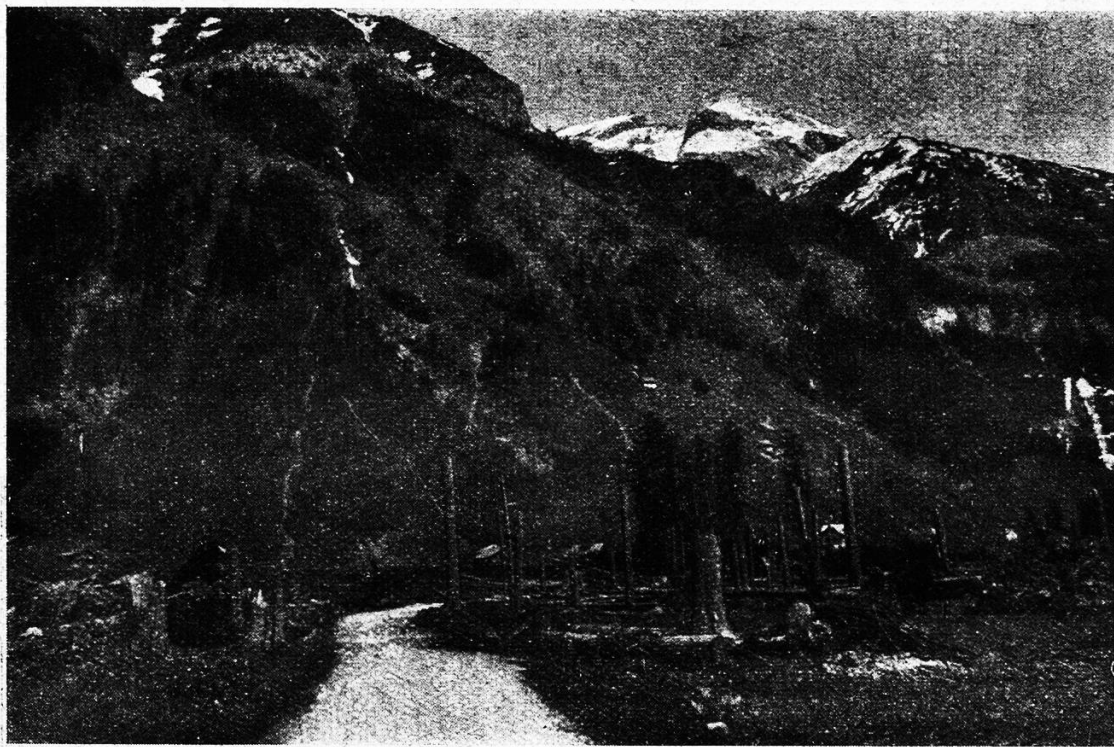
Von Josef Seß, Engelberg.

Wenn im Hochgebirge die Schneeschmelze eintritt und die Frühlingswinde über die weißen Gefilde dahinorgeln, dann stürzen vermehrt die Lawinen in die Täler, grausam, wild und unerbittlich. Aus der stillen, märchenhaft überglänzten Winterlandschaft wird dann plötzlich ein Bild des Schreckens. Alljährlich fordern die Lawinen auch ihre Opfer, was letztes Jahr das entsetzliche Unglück im Kanotn Uri bewies, wo eine Lawine 28 Arbeiter überraschte und wo die „Märchlistall-Lawine“ das ganze Dorf Gurtellen bedrohte. Auch beim heurigen Massenschnee sind wieder zahlreiche große Lawinen niedergegangen. Allen andern Hochgebirgsgefahren (Wildbäche, Steinschlag, Rutschungen) hat man infolge Erfahrung und ungeheuern Aufschwunges des Alpinismus trösten gelernt, aber den Lawinen gegenüber steht man noch immer rat- und hilflos da. In der Tat, es ist etwas Ungeheures um diese ungezügelter Kinder der Hochwelt. Wer es noch nie mitangesehen hat, wenn in einem jähen Sturz eine Lawine kommt, der kann diese Naturgewalt nicht in ihrer vollen Größe verstehen. Zuerst ein unbestimmtes, unheimliches fernes Rauschen, dann ein gewaltiger Luftdruck, jetzt große, alles umnebelnde Staubwolken, schließlich das Dröhnen und Donnern und Knattern der Schneemassen und dann noch ein langandauerndes staubiges Sprudeln und Speien des Schnees, und zuletzt das müde langsame herumwirbelnde Herabfallen von kleinen, verjagten Schneefetzen. Das ist ein erhabener Anblick! — Lawinen in dieser größeren Erscheinung gibt es nur im Gebirge, und zwar treten sie dort auch im Sommer auf, jedoch nicht in ihrer vollen Ausdehnung und nur vereinzelt. Die Zeit der Blüte aber,



Lawinenreste am Bergfluß bei Engelberg.

wenn man so sagen darf, das ist die Übergangszeit vom Winter zum Frühling. Im Hochgebirgswinter fällt der Schnee stark und nachhaltig, bis spät in den März hinein finden wir noch oft eine halbmannshohe Decke über der Landschaft, die im Strahl der Sonne wohl leicht anschmelzt, aber erst eigentlich ins Lauen kommt, wenn der Föhn die große Frühlingschmelze bringt. Und das ist dann die Zeit der Lawenniedergänge. Man unterscheidet hauptsächlich zwei Arten: Staub- und Grundlawinen. Über die Entstehung herrschen vielenorts sehr phantastische Anschauungen. Viele meinen: Weit oben komme ein Schneeforn oder eine Eisscholle ins Rollen, sie werden zu einer Kugel, diese zu einer Walze und endlich werden große Schneemassen mit sich gerissen und es entstehe so die Lawine. Auch der Bündner Pfarrer Nikolaus Sererhard (1689—1756) in Seewis huldigt in seiner Beschreibung: „Einfalten Delineation aller Gemeinden gemeiner dreien Bünden“ solchen Ansichten, was ja in der dortigen Zeit noch sehr begreiflich ist. So schreibt er: „Die Staub-*Leu*winen können gar leicht erregt werden, etwan nur



Vom Luftdruck geknickter Tannenwald

von dem Aufsitzen eines Vögelins, oder von einem kleinen Knöllin Schnee, so von den über die Felsköpfe vorragenden Windschilten losgerissen wird und etwan in eine gähe Seite ansetzt, und sollte es nicht größer sehn, als eine Nuß, — — — Ja, es kann ein Staub-*Leu*win auch nur durch einen bloßen Schall oder Thon erregt werden, wann nemlich der Thon die umliegende Luft an gefährlichen Orten auf den Schnee zudrucket, und eine kleine Im-*pre*ssion darinnen machet — — — daher sich auch die Säumer und andere Fuhrleuth mit den Schlitten, — — — sich wohl in Obacht nehmen müssen, daß sie bey den gefährlichen Durchpässen die Glocken und Schellen ihrer Pferde und Viehs verstopfen, damit sie nicht selbst durch den Thon die Gefahr noch größer machen, daher hüten sie sich auch an solchen Orten vor-

laut reden und jauchzen, ja manche haben auch im Brauch, wann sie etwann auf eine Höhe kommen, die dem gefährlichen Ort gegenüber liegt, daß sie mit Fleiß wasser jauchzen, oder auch wohl bisweilen eine Pistole lösen.“ Es ist richtig, daß es äußerst wenig braucht, um eine Lawine in Gang zu bringen, daß aber lautes Sprechen die Ursache sein könne, davon ist kein bestimmter Fall bekannt. Lawinen-Erreger sind aber hauptsächlich: Sonne, Wind, plötzliches Laumwetter, Abbrechen von Wächten und der Mensch selbst. Es ist überhaupt Bedingung zum Entstehen einer Lawine, „daß das Eigengewicht der auf glatter Unterlage ruhenden Schneemassen größer wird als der Reibungs-Widerstand, durch den sie gehalten werden.“ Die Bewegungsart ist dann durchaus strömend, „fließende Schneeströme“. Das Material der Staublauwine besteht aus trockenem, staubigem Schnee, und so kommt diese Art auch im Winter selbst häufig vor. Aus des Tales Tiefen sieht man sie oft an den stummen Bergesriesen, wie ein weißer, luftiger Schleier wehend, niedersinken oder wie Gebirgsbäche über senkrechte Felsen fallen. Wie Flaum fällt die Schneemasse abwärts, lautlos, ganz still; erst wenn sie den Boden berührt, entsteht ein weithin hörbares Donnern. Der Alpinist bezeichnet die Staublauwine als die gefährlichste; denn wer in dieselbe gerät, ist erbarmungslos in des Todes Armen. Es eilt ihr ein starker Sturm, resp. Windstoß voraus, der Bäume wie Strohhalme knickt und nicht selten ganze Häuser in die Luft emporkirbelt. „Merkwürdig ist auch bei den Staub-Lauwinen,“ sagt obiger Chronist, „daß die Menschen, die darin umkommen, selten tief liegen, dann die starke und schnelle Agitation hebt sie empor, und daß solche auch, wenn sie behend und noch frisch gefunden werden, nicht eine Farb haben wie andere Leichen, sondern rötlicht, als wann sie noch lebten, anzusehen.“ — Die Gr und l a u w i n e besteht im Gegensatz zur Staublauwine aus feuchtem, schwerem und flebrigem Schnee. Sie



Lawinenfeld mit Verheerung.

fährt nicht staubig in die Tiefe, sondern als knollige, feste Masse, die sich oft meterhoch aufhäuft, und bis sie vollends zur Ruhe kommt, schwillt sie nicht selten zu einer Höhe von 10 bis 20 Meter an. Diese reißt Steinblöcke, ganze Bäume und Wurzeln mit sich fort und zerspringt oft in mehrere Arme, wobei sie dann weit in den Talboden hinaus fließt und dort auf fruchtbarem Wiesland bis in den Sommer hinein liegt. Manches Tier des Hochgebirgs büßte schon sein Leben ein in einer solchen. Wenn dann die Schneemassen zerschmelzen und die gewaltige Fläche immer mehr in sich zusammensinkt, da streckt oft ein junges Gemslein seinen mutigen Kopf empor und läßt die gebrochenen, starren Augen im Sonnenlicht baden, und dort küßt die Abendröte scheu ein Totengerippe, das die Lawine vom Alpenfriedhof ins Tal gebracht hat. Auch manchmal schon führte sie jahrelang vermißte Alpenwanderer mit sich zu den Menschen hinab, sodaß der Verlassene nicht in eisigen Höhen den ewigen Schlaf schlief, sondern drunten in geweihter Erde von des Lebens Mühen ausruhen konnte. Indes ist sie trotz ihrer furchtbaren Gewalt für die Menschen am wenigsten gefährlich, da sie ihre bestimmte Losbruchsstelle hat und nur ihren „Stammweg“ geht. Die wunderbarste Erscheinung unter den Lawinenarten ist der Schneeschild. In unseren Gegenden wird er höchst selten gesehen, was seinen Grund in der Bodenbeschaffenheit hat. Zur richtigen Erkenntnis dieser Erscheinung muß man sich nun ein entsprechendes Bild im Kopfe zurecht legen. Man denke sich eine Schneefläche von ungefähr 200 bis 300 Meter Durchmesser, die jedoch ohne allzu starke Vertiefungen oder Erhöhungen sein muß, die also mit andern Worten einen flachen Schild darstellt und am Rande etwas aufgestülpt ist. Es entsteht so eine Art Mulde, welche eben der Schild heißt. Die Füllung besteht aus dünnen Eisschichten oder einer pulverigen Schneelage, die durch Winddruck oder andere Faktoren erzeugt wurde. Das Losbrechen kann verschiedenartig geschehen. Die Kruste oder der gesamte Schild kann zur Tiefe stürzen, und dann haben wir eine gewöhnliche Lawine. Das ist jedoch ein mißglückter Fall; richtig und schön ist aber der folgende. Der Schild wird unten zerbrochen und der ganze Inhalt, die eiskörnige oder pulverige Masse, quillt füllhornartig durch die kleine Öffnung heraus.

Das ist etwas aus dem Leben der Lawinen, welche großartig und schön sein können, wenn sie ihre Kraft und Wucht an dem harten Felsgesteine messen und den Menschen und seine Stätten verschonen.

Regentag.

Regen! Regen! Schwarze Dächer
Triefen von den nassen Dingen.
An mein Fenster immer frecher
Tippt's mit tausend feinen Fingern.

Wie die Wichte höhnen, stifteln:
„Hihi! muß zu Hause bleiben.“
Unausstehlich wird ihr Gisteln:
„Plitscheplatsh! zu Hause bleiben.“

Stumpfe Blicke, Zähneblecken.

Hu! Die garstige Fledermaus!

Graulich kriecht's aus allen Ecken:

Trübsinn schleicht durchs öde Haus.

Heinrich Fischer.